

**Zeitschrift:** Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

**Herausgeber:** Jahrbuch Oberaargau

**Band:** 38 (1995)

**Artikel:** Eine Jugend in Herzogenbuchsee : Ausschnitte aus einer Autobiographie

**Autor:** Dürrenmatt, Peter

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1071539>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# EINE JUGEND IN HERZOGENBUCHSEE

Ausschnitte aus einer Autobiographie

PETER DÜRRENMATT (1904–1989)

*Vorbemerkung der Redaktion:* Der bekannte Basler Historiker, Journalist und Politiker gehörte auch zu den Mitarbeitern unseres Jahrbuches. Zum ersten Band (1958) steuerte er ein kurzes Lebensbild seines Grossvaters Ueli Dürrenmatt (1849–1908) bei, 1980 publizierte er «Politische Erinnerungen aus dem Oberaargau» aus der Feder seines Vaters, Fürsprecher Dr. Hugo Dürrenmatt, bernischer Regierungsrat 1927–1946.

Nach seinen Jugendjahren in Herzogenbuchsee und am Gymnasium Burgdorf studierte P. Dürrenmatt in Bern Philologie und Geschichte. In der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus wirkte er von 1930–1934 als Lehrer und Internatsleiter in Deutschland, bis die Situation für ihn unhaltbar, mit seinem Gewissen unvereinbar wurde. In die Heimat zurückgekehrt, fand er vorerst eine Stelle als Sekretär des konservativen «Bund für Volk und Heimat», dann 1936 als Redaktor der damaligen «Schweizer Mittelpresse», später Schweiz. Politische Korrespondenz. 1943 berief ihn Albert Oeri als Inlandredaktor an die «Basler Nachrichten», deren Leitung er 1949–1969 inne hatte. Ähnlich wie Edgar Bonjour rasch in der Rheinstadt verwurzelt, entsandte ihn die Liberale Partei Basel 1950–1964 in den Grossrat, 1959 für 20 Jahre in den Nationalrat. Seine publizistische und politische Leistung, u. a. die mit Ständerat Karl Obrecht eingereichte Motion auf Totalrevision der Bundesverfassung, fanden Anerkennung: die Universität Bern berief ihn 1967 zum Honorarprofessor für praktischen Journalismus und allgemeine Publizistik, die Hochschule St. Gallen verlieh ihm im folgenden Jahr die Würde eines Ehrendoktors. Seine zahlreichen Bücher zu zeitgenössischen Problemen des In- und Auslandes und seine populäre «Schweizergeschichte» (1957) sind geprägt von geistiger Offenheit, kritischer Unabhängigkeit des Denkens und christlichem Humanismus; sie behalten über Dürrenmatts Tod hinaus Bedeutung für nachdenkliche Menschen. Aus seiner Selbstbiographie, der wir die Passagen über die

Jugendzeit und das Elternhaus in Herzogenbuchsee entnehmen dürfen, geht auch hervor, welche weltanschaulichen und menschlichen Schranken ihn von seinem jüngeren Vetter, dem Dramatiker Friedrich Dürrenmatt, trennten.

### *Meine Herkunft*

Wenn ich am Ende meiner Tage feststelle, ich hätte eine glückliche Jugend erlebt, so tue ich das nicht aus jener friedlichen Altersstimmung heraus, die dazu neigt, zu idealisieren, was einst war, sondern weil sich mir gerade im Rückblick zeigt, wie vieles in meinem Leben geschehen ist, das mir in der Rückschau als eine Fügung erscheint, die mich gebildet hat. Karl F. Graf Dürckheim schreibt in seinem Buch «Im Zeichen der grossen Erfahrung», das Leben des Menschen vollziehe sich in drei grossen Stufen. In die erste werde er geboren, in der zweiten stelle er sich auf sich selbst, und in die dritte werde er gerufen. Das ist ein Lebensablauf, der in den grossen Zügen auch für mich gilt. Meine erste Stufe, von meiner Geburt am 29. August 1904 bis etwa in die Jahre der beginnenden Pubertät, war die Stufe einer wohlgefügten, unmerklich formenden Ordnung. Das Wort «Ordnung» ist eigentlich zu stark, verführt zu falschen Schlüssen. Es war eine Ordnung der Selbstverständlichkeit, spielend auf dem Prinzip der erzieherischen Freiheit, innerhalb einer gegebenen Wertwelt. Schwierigkeiten, die es auch gab, glätteten sich eben ob der Selbstverständlichkeit, mit der sie bewältigt wurden.

Die zweite Stufe, eingeleitet mit der Pubertät, war die Stufe, auf der sich mein denkendes Bewusstsein verselbständigte. Es war freilich keine geruhige Stufe, nicht zuletzt deshalb, weil ich ein schlechter Schüler war. Auf ihrem Höhepunkt spielte sich die kleine Katastrophe ab, dass ich mit 15 Jahren beim Examen in das höhere Gymnasium durchfiel. Dieser Durchfall, verbunden mit gesundheitlichen Störungen, verzögerte die Verselbständigung meines Bewusstseins; bis tief in die Studentenzeit litt ich unter schweren Minderwertigkeitsgefühlen. So begann denn auch bei mir die dritte Stufe, in der ich das Gefühl bekam, gerufen zu sein, erst spät. Darüber aber an anderer Stelle dieser Betrachtungen.

Es sind – wenn ich versuche, das Wesen jener Kräfte zu formulieren, die meinen frühen Werdegang massgeblich bestimmt haben – drei Gegeben-



Peter Dürrenmatt, 1904–1989  
Foto: Schweiz. Landesbibliothek

heiten: das Elternhaus, die Dorfgemeinschaft und die geborgene Weite der landschaftlichen Umgebung von «Buchs» (wie Herzogenbuchsee in der Umgangssprache heißt). Sie haben mein seelisches und geistiges Wachstum und Bewusstsein gefördert.

Beginnen wir mit dem Elternhaus. Väterlicherseits waren wir keine Buchser und keine Oberaargauer. Der Grossvater Ulrich war das jüngste Kind einer Bergbauernfamilie aus dem Guggisberg. Der Name Dürrenmatt ist schon im 15. Jahrhundert in den Grasburgischen Urbaren nachgewiesen, und zwar in der Gegend von Dürrenboden, im Gebiet der heutigen Gemeinde Rüscheegg. Im Zinsbuch des Jahres 1432 ist ein «Henslin von Dürrenmatt» als zinspflichtig erwähnt. Der Name «von Dürrenmatt» lässt zwar darauf schliessen, dass er ein Mannslehen besass, ein Hof «Dürrenmatt» ist aber im Gebiet von Dürrenboden nicht bekannt.

Den Vater, Bauer auf dem Schwandacker bei Riffenmatt (er ist noch heute im Besitz der Dürrenmatt), hatte er in jüngsten Jahren verloren; er war von der Mutter erzogen worden; als begabter Junge hatte er das Lehrerseminar Hofwil besucht und sich dann zum Sekundarlehrer weitergebildet. Sein Lebensschicksal aber wurde sein politisches Temperament. Mit 21 Jahren Lehrer an der Sekundarschule in Delsberg, geriet er dort mitten in

den Strudel der Auseinandersetzungen des sogenannten Kulturkampfes zwischen dem regierenden bernischen Radikalismus und der katholischen Kirche. Die brutale, rechtsstaatliche Prinzipien verletzende Art und Weise, mit der der Kampf von der radikalen Mehrheit geführt wurde, verletzte tief das ausgeprägte Rechtsgefühl des jungen Uli. Evangelisch erzogen und geformt, aber schon früh vom geistigen Radikalismus abgestossen, schlug er sich jetzt an die Seite des politischen Konservatismus als dem weltanschaulichen Gegner der Radikalen. Dabei entfaltete er seine poetischen Gaben; mit angriffigen politischen Gedichten griff er in die Kämpfe ein, von den radikalen Gegnern ebenso rasch gehasst, wie von den evangelisch-reformierten und den katholischen Konservativen begeistert gelesen. So zu einem literarischen Kämpfer der konservativen Opposition geworden, hatte Uli Dürrenmatt in den achtziger Jahren die «Berner Volkszeitung» in Herzogenbuchsee erworben und zum konservativen Oppositionsorgan entwickelt. Eine wachsende Leserschaft in der ganzen Schweiz verdankte die «Buchsi-Zeitung» (wie sie nun genannt wurde) den allwöchentlichen, meistens satirischen Gedichten, die links und rechts vom Titel des Blattes als sogenannte «Titelgedichte» des Uli publiziert wurden. Uli Dürrenmatt war eine bekannte, aber auch umstrittene Gestalt des öffentlichen Lebens im Kanton Bern und in der Schweiz zu jener Zeit. Ulrich Dürrenmatt selbst wurde 1902 in den Nationalrat gewählt; er starb 1908, als ich noch nicht vier Jahre alt war.

Grossvater Uli, der angriffige Politiker, Zeitungsschreiber und Dichter, hatte drei Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen war der 1876 geborene Hugo mein Vater. Er wurde Jurist und Rechtsanwalt, d. h. nach bernischer Ausdrucksweise Fürsprecher, in Herzogenbuchsee; der jüngere, 1879 geborene Bruder Reinholt wurde Pfarrer und Vater des Schriftstellers und Dramatikers Friedrich. Der älteste Bruder war Buchdrucker, übernahm später die Druckerei und, gemeinsam mit meinem Vater, die Redaktion der Zeitung. Mein Vater und meine Mutter, in guter Ehe lebend, waren sowohl ihrer Wesensart wie ihrem Herkommen nach höchst verschiedene, ja gegensätzliche Naturen. Ich füge sofort hinzu, dass sich ihre Gegensätzlichkeit in der Praxis des Lebens als charakterliche und lebendige Ergänzungen darboten.

Zunächst mein Vater: Das Gerechtigkeitsgefühl seines Vaters hatte sich bei ihm zum tätigen Willen verdichtet, das Gerechtigkeitsstreben des täglich lebendigen Alltags mit dem geschriebenen Recht in Einklang zu brin-

Der Grossvater: Ulrich Dürrenmatt, 1849–1908.

gen. Schon früh war er entschlossen, Jurist zu werden. Die Erfahrungen seiner Jugend, die der kämpferische Vater mit der Problematik der Gerechtigkeit in der Praxis des Lebens gemacht hatte, dürften ihn in seinem eigenen Willen und einem angeborenen Idealismus in der Absicht bestätigt haben, dem Recht zu dienen. Obschon auch er sich schon in jungen Jahren der Politik zuwandte, blieb er auch in seinem politischen Tun stets dem Willen nach möglichst viel Objektivität treu; er genoss früh den Ruf eines nach Gerechtigkeit strebenden Politikers. Er blieb den Anregungen und Prinzipien dankbar, die er als Student von Eugen Huber mitbekommen hatte. Ein anderes hochverehrtes Vorbild war ihm der spätere Völkerrechtsler Max Huber. Mein Vater war ein liberaler Mensch, dessen hervorstechende Eigenschaft eine grosse Toleranz war. Indessen – es war nicht die Toleranz des «Alles verstehen, heisst alles verzeihen», sondern die Toleranz menschlicher Güte, gewachsen auf der Grundlage eines Wertbewusstseins jedes Menschen an sich. Er hatte eine eigene Wertwelt in sich, und insofern war er ein Konservativer, billigte aber dem andern auch zu, seine eigene Wertwelt haben zu dürfen. Er hatte elementares Wissen um das Menschliche, seine Möglichkeiten und Grenzen. Vom Vater hatte er den Sinn für Humor geerbt, aber eher für den Humor «an sich», weniger für den Humor als Satire oder Sarkasmus. Seine Wesensart wurde am deutlichsten in seinem Verhältnis zur Religion: Er war zwar das, was man unter Evangelischen einen «positiven Christen» nennt, aber auch auf diesem Gebiet liess er andere Auffassungen gelten; so bestimmte ihn seine Toleranz.

Von hoher Intelligenz und grosser sprachlicher Formulierungsgabe (die er mit einem elementaren Verständnis für die französische Sprache und Kultur verband), lag darin ein Unterschied, zugleich aber auch eine Ergänzung zum Charakter meiner Mutter, dass sie eine Praktikerin und ein kreativer, er aber ein intellektueller und unpraktischer Mensch war.

Der Unterschied zwischen meinem Vater und meiner Mutter kam auch in der Verschiedenheit ihrer literarischen Neigungen zum Ausdruck. Mein Vater liess als Klassiker der deutschen Literatur nur Schiller gelten, während bei meiner Mutter Goethe den ersten Platz einnahm. Sie musste es hinnehmen, dass ihr Mann in allgemein menschlicher Hinsicht «ihren» Goethe eher kritisch beurteilte. Als ein praktischer Augenmensch war meine Mutter eine leidenschaftliche Gärtnerin und Liebhaberin von Blumen. Mein Vater «sah» die Blumen auch, aber er erlebte sie nicht. Auch dieser Unterschied zwischen dem intellektuellen Vater und der von der An-

schauung her lebenden Mutter hatte eine interessante Konsequenz: Auf der Oschwand über Herzogenbuchsee lebte und malte der moderne Verkünder der zentralen Bedeutung des Lichtes und der Farbe, der Kunstmaler Cuno Amiet. Seine Schwägerin war unsere Nachbarin und für meine Mutter die ersehnte Möglichkeit, Amiet in seinem Atelier kennenzulernen. Sie teilte seine Vorliebe für Zinnien. Der «Maler» meines Vaters dagegen war Ferdinand Hodler; eine Reproduktion des «Rückzuges von Marignano» hing an einer Wand unseres Hauses. Und doch führte die Reife des Alters meine Eltern zur gemeinsamen Verehrung des späten Werkes von Amiet. Als mein Vater mit siebzig Jahren als Regierungsrat zurücktrat und sich ein Abschiedsgeschenk wünschten durfte, fiel sein Wunsch auf ein Bild der oberaargauischen Landschaft von Cuno Amiet.

Auch die Herkunft meines Elternpaares war verschieden und gegensätzlich. Stammten die Dürrenmatt aus berg- und kleinbäuerlichen Verhältnissen des Voralpenlandes, so stammten die Kohler aus den eher grossbäuerlichen Verhältnissen des Oberaargaus. Meine beiden Grossväter, väterlicher- und mütterlicherseits, waren jüngere Söhne aus bäuerlichen Betrieben gewesen, beiden war ermöglicht worden, Lehrer zu werden und das staatliche Lehrerseminar Hofwil zu besuchen. Während indessen die aufklärerische Staatspädagogik den Uli in seiner überlieferten Glaubensstärke erst recht bestätigte, erfasste sie den Grossvater Albert Kohler gleichsam mit Haut und Haaren. So wurde denn der Uli ein massgeblicher, kämpferischer Konservativer, wogegen sich der Albert überzeugt und vorbehaltlos zum Radikalismus bekannte. Nach dem Lehrerexamen wurde er zunächst Vorsteher der Armenanstalt Worb, später Direktor des Zuchthauses Thorberg. Dann übernahm er den Gasthof zum Kreuz in Lyss. Bald darauf starb er an den Folgen eines Unfalles. Er war bei der Ankunft in Lyss vom fahrenden Zug abgesprungen und überfahren worden. Die faktische Leitung des Gasthofes lag nun bei meiner Mutter, der ältesten Tochter von zehn Kindern. Ihre literarischen Neigungen bewahrte sie sich indes. Auf Schloss Thorberg, das ausserhalb des Dorfes Krauchthal auf dem Schlosshügel gelegen war, hatten die Kinder Kohler einen Hauslehrer, der, nach dem Zeugnis meiner Mutter, sie früh für die deutsche Dichtung, vor allem für Goethe, interessiert hatte.

Die Verlobung des Sohnes des konservativen Politikers Dürrenmatt mit der Tochter aus dem ebenfalls bekannt radikalen Hause gab, vor allem natürlich im freisinnigen Seeland, mächtig zu reden. Eine der damals gängigen Verleumdungen des aktiven Radikalismus gegen konservative Geg-

ner war, dass sie die Absichten des Katholizismus und der Jesuiten besorgten. Vom Uli in Buchsi behauptete man, er habe seine Söhne (allerdings mit Ausnahme des Pfarrers!) bei den Jesuiten erziehen lassen! Als meine Mutter mit meinem Vater verlobt war, bekam sie anonyme Briefe, die sie davor warnten, einen Jesuitenzögling zu heiraten! Sie pflegte mit Lachen zu erzählen, was für eine fast schon unheimliche Neugier sie erfasst hatte, wie wohl der kommende Schwiegervater aussehen werde, der ihr nur aus dem Ausruf eines radikalen Redners im «Kreuz» zu Lyss in Erinnerung war, als dieser in den Saal gerufen hatte: «Der Maulwurf wühlt im Oberaargau», womit eben der Uli gemeint war. Dabei war meine Mutter das, was man in politischer wie in gesellschaftskritischer Benennung einen stockkonservativen Menschen heisst. Sie war von subjektiver und spontaner Art, auf der Grundlage geprägter, konzessionsloser Wertvorstellungen. Mit meinem Vater teilte sie ein ausgesprochenes Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden.

Mein Vater war, soweit ich zurückdenken kann, entschiedener Anhänger, meine Mutter ebenso entschiedene Gegnerin des Frauenstimmrechtes. Sie war zwar für die rechtliche Gleichstellung der Frau. In praktischer Hinsicht aber unterschied sie zwischen den gefülsstarken und praktischen Frauen und den intellektuellen, gefülsarmen Theoretikerinnen. (Ihr Standardurteil lautete in dieser Hinsicht: «Eine unpraktische Lehrgotte». Damit war sie abgeschrieben.) Da aber meine Mutter der Überzeugung war, eine spürbare Dosis von Gefülsregungen und Subjektivität gehöre zur Frau, liess sie sich nicht für Politik begeistern. Das Bedeutsame an der seelischen und geistigen Situation der Umwelt meiner Jugendjahre war, dass die positiven Möglichkeiten der geschilderten Polaritäten vor den negativen weit überwogen. Im Rückblick darf ich heute feststellen, dass dieser Ausgangspunkt massgeblich für mich geblieben ist. Damals waren meine Mutter wie mein Vater den sogenannten falschen Kompromissen entschieden abhold. Es gab keine rechthaberischen Konflikte darüber, wessen Autorität bestimmender sei, die des Vaters oder die der Mutter; es existierte da eine wirkliche, d. h. eine lebendige Ausgewogenheit.

Erinnern wir uns, was ich einleitend festgestellt habe: Zu den Kräften, die mich in der ersten Jugend geformt haben, zähle ich das Elternhaus, die Dorfgemeinschaft und die landschaftliche Weite, in die Herzogenbuchsee eingebettet war. Diese ausladende Weite der Lage unseres Dorfes ist mir etwa so um das zehnte Lebensjahr bewusst geworden. Im Jahre 1911 war das neue Haus «am Berg» fertig geworden. Mein Vater liebte das englische

Wort «my home is my castle», was unter anderem auch darin zum Ausdruck kam, dass das Treppenhaus am «Berg» in ein kleines Türmchen, versehen mit einer Fensterreihe nach allen Himmelsrichtungen, gipfelte. Dort hielt ich mich mit Vorliebe auf und genoss den Blick über die mit Wäldern unterbrochene Hügel-Landschaft, deren Abschluss der Jura bildete. Die Jurakette war aber kein gleichmässiger Gebirgszug, keine Längswelle, wie man das sonst vom Jura gewöhnt ist, sondern ein Berggrat mit Höhen und Tiefen, sanft ansteigend zum Massiv des Weissensteins. Mein Landschaftsgefühl wurde früh angeregt durch einen hervorragenden Lehrer, zu dem ich in der vierten Klasse kam und der uns Kinder in erstaunlicher Weise zum Beobachten unserer Umwelt anhielt. Das Jahr unter Emil Wymann, wie er hieß, ist das Schönste, vielleicht das einzige Schöne unter den Erinnerungen an meine Schulzeit. Emil Wymann, später bernischer Schulinspektor, ist massgeblich an meinem frühen Entscheid beteiligt gewesen, selbst Lehrer zu werden. Er regte uns Kinder zum Beispiel dazu an, den Gang der Sonne über den Jurakamm von morgens bis abends zu verfolgen und nachzuzeichnen, oder er liess uns das schöne alte Haus der Familie Moser zeichnen. Mit solchem Anschauungsunterricht wurde mein Interesse an der Buchsi-Umwelt zum Leben erweckt.

Formend für mich, den heranwachsenden Menschen, war, dass ich mich in dieser Weite des Dorfes frei bewegen konnte. Der Spielplatz unserer Jugend war das ganze Dorf. Sein Raum wurde in unsere Spiele mit einbezogen. Das Dorf war nicht Provinz. Was will ich damit sagen? Buchsi war nicht ein vom kulturellen Leben abgekapseltes Kaff; es war nicht ein idyllischer Ort, abgeschirmt gegen die Unruhe der Zeit und dabei in geistig-kultureller Hinsicht verlocht und verschlafen. Ich gehe im Gegenteil mit meiner Behauptung so weit, zu sagen, massgebliche, für mein späteres Leben wichtig gewordene Eindrücke hätte ich in erster Linie aus dem Dorfleben, nur in zweiter und dritter Linie aus der Schule empfangen, und auch diese nur, soweit sie in lebendigem Zusammenhang mit dem Dorfleben existierten.

Herzogenbuchsee war zu jenem Zeitpunkt, mit seinen 2000 Einwohnern, kein Bauerndorf mehr; die Leute, die irgendeine Beziehung zum Bauernstand hatten, mögen etwa die Hälfte der Erwerbstätigen ausgemacht haben. Freilich war es bereits spürbar, dass Buchsi zusehends vom aufsteigenden, industriell ausgerichteten und reichen Langenthal überholt wurde. Den Kern unserer Berufstätigen bildeten gewerblich-handwerkliche Be-

triebe; dazu kamen eine Schuhfabrik, eine Seidenbandfabrik sowie ein kleines Unternehmen, das sich «Maschinenbau» nannte; dann gab es eine altingesessene Käsehandelsfirma, die bereits eine Filiale in New York besass. Das Dorf war insofern ein Mittelpunkt, als zur Kirchgemeinde Herzogenbuchsee 13 politische Gemeinden gehörten, die sich hauptsächlich im Südosten des Dorfes, in die sogenannten «Buchsi-Berge» erstreckten und rein bäuerliche Gemeinden waren. Obschon kein «Marktflecken» wie Langenthal, fand doch mehrmals im Jahr ein grosser Jahrmarkt für Vieh und allgemeine Handelsware statt, ein Ereignis, das das Dorf jedesmal mit Leben erfüllte, zumal es verbunden war mit der Präsentation eines kleinen Rummelplatzes.

Natürlich gab es auch in Buchsi reich und arm, oder, etwas weniger pointiert ausgedrückt, Reichere und Ärmere; es gab aber keinen provozierenden Reichtum neben trostloser Armut. Auch die ärmeren Leute oben im Holz, die in der Schuh- oder der Bandfabrik arbeiteten, besassen, wenn sie nicht Gelegenheitshandlanger waren, ein, wenn auch kleines, eigenes Anwesen und, da sie meistens Burger waren, auch ihren Anteil an der burgerlichen Allmend, das heisst ihren «Pflanzblätz» und ihr Recht auf das burgerliche Brennholz. Der Wohlstand der «Besseren» war mit viel sozialem Verantwortungsgefühl verbunden. Im übrigen kam es nicht von ungefähr, dass der konservative Politiker und Kämpfer Uli Dürrenmatt als Journalist gerade an die «Berner Volkszeitung» geraten war, eben das Organ der Konservativen des Oberaargaus. Das war für die politischen Verhältnisse im Kanton Bern noch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bezeichnend (und den heutigen unverständlich!), dass es zwei Parteien gab, die gegeneinander standen, die Freisinnigen oder Radikalen als politische Mehrheit und die Konservativen als oppositionelle Minderheit; die Sozialisten existierten erst in bescheidenen Anfängen. Buchsi war konservativ, Langenthal radikal.

Die Buchser waren nicht, wie man heute sagen würde, «dynamisch»; sie waren von eher beschaulicher Natur. Wenn das äussere Bild ihres Dorfes Behäbigkeit ausstrahlte, so eben auch deshalb, weil sie diese pflegten. In diesem Umstand dürfte der Grund dafür gelegen haben, dass ein für Voraussetzung der kulturellen Vergangenheit ansprechbarer Lehrer wie unser Emil Wyman seinen Schülern die Herzen für die vertiefte Gegenwart auftat. Zum Wissen um die innere Beschaulichkeit des Dorfes gehörte, dass Ferdinand Hodler als junger Maler hier gearbeitet und die Frau des Dorfärztes porträtiert hatte; es gehörte dazu, dass man Bescheid wusste, Louise



1909 J. Buchser, Papeterie, Herzogenbuchsee

Die Buchdruckerei Dürrenmatt, im Hintergrund rechts das Verwaltungsgebäude der Seidenbandweberei, heute Coop-Hochhaus. Karte am 11. April 1909 nach Chur.



Die Buchdruckerei Dürrenmatt. Im Jahre 1924 wurde die Druckerei der Buchszeitung an die Lagerstrasse verlegt. Karte am 21. Oktober 1904 nach Lausanne.

Scheidegger vom Gutshof der Familie Moser sei die unglückliche Braut Gottfried Kellers gewesen. Ihre Freundin, Frau Amélie Moser, mit der sie einen Briefwechsel gepflegt hatte, lebte noch zu meiner Jugendzeit.

Das Dorfleben in seiner Vielgestalt war eine hervorragende Einführung in die Realität des Lebens. Was man in einem umfassenden Bereich als «Lebensbildung» bezeichnen kann, erlebte ich in unmittelbarer Form aus der lebendigen Vielfalt des Dorflebens. Ich bekam sie deshalb, weil meine Eltern uns Kinder von der Welt nicht abschirmten, sondern möglichst daran teilhaben liessen. Vorschriften über Umgang mit Kameraden gab es nicht.

An der Spitze des kulturellen Dorflebens stand das Theaterspielen. Das Kino existierte nur in bescheidenen Anfängen, als fahrendes Kintopp, eine Angelegenheit der Rummelplätze. Zwei Vereine entsprachen auch dem dramatischen Bedürfnis der Dorfbewohner, der Männerchor und die Musikgesellschaft. Rekrutierte sich der Männerchor eher aus der «oberen» Schicht der Lehrer, Angestellten und der selbständig Erwerbenden, so hatte die Musikgesellschaft ihren Schwerpunkt bei den Handwerkern. Beide Gesellschaften traten während der Wintermonate mit einem Konzert vor die Öffentlichkeit, und jedes Konzert war mit einer Theateraufführung verbunden. Diese Aufführungen fanden am Samstag und am Sonntag statt, dazu gegen ein bescheidenes Eintrittsgeld am Samstagnachmittag die Hauptprobe für die Kinder. Einer der Sekundarlehrer, ein gebürtiger St. Galler, hatte eine schauspielerische Begabung, fungierte als Regisseur bei beiden Vereinen, beim Männerchor überdies als Hauptvertreter der komischen Sparte. Ort der Aufführungen war Saal und Bühne des Hotels zur Sonne.

Der dörfliche Jahresablauf war eingebettet in eine bestimmte Ordnung. Soweit diese durch das kirchliche Brauchtum geordnet war, unterschied sie sich nicht vom sonst üblichen. Einen besonderen Akzent legte jedes Jahr die Weihnachtsfeier für die Schüler in der Kirche. Deren bestaunter Höhepunkt war das Anzünden der Kerzen einer grossen Tanne: die Kerzen waren mit Zündschnüren untereinander verbunden, so dass ein Lichterband von einem oder zwei angesteckten Punkten sich von unten nach oben fortpflanzte.

Was die natürliche, die «weltliche» Ordnung des Jahres betrifft, so war sie festgelegt in den Stationen der vier Jahrmarkte, dann mit der Examen-Schlussfeier der Schuljahre, wo den Kindern ein paar Batzen neu geprägten Geldes ausbezahlt wurden, ferner mit der in bernischen Landen als Aus-

nahme stattfindenden Fasnacht vom Hirsmontag, dem Montag nach dem katholischen Aschermittwoch. Fasnacht gab es nur im Oberaargau, in Herzogenbuchsee und Langenthal und den zu diesem Gebiet gehörenden Dörfern. Von Wynigen und Burgdorf an aufwärts kannte man den Brauch nicht. Im Mittelpunkt der Buchsi-Fasnacht stand der Aufzug der Jungmannschaft aus den zwölf Gemeinden, die zum Kirchspiel gehörten. Deren Jungmannschaft bekam eine grosse Tanne aus dem Burgerwald gestiftet; sie führte sie bekränzt nach Buchsi, wo sie versteigert und der Ertrag verjubelt wurde. Wenn ich in den Erinnerungen krame, wie sich der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die Mobilmachung in unserem Dorf ausgewirkt hatten, so steigt in mir die Erinnerung an eine erste Begegnung mit dem Militärischen auf. Anfangs September war ein Zürcher Infanteriebataillon in das Dorf eingerückt und hatte im Primarschulhaus, in unmittelbarer Nähe unseres eigenen Hauses, Kantonnement bezogen. Eindrücklich geblieben ist mir ein Manöver, das – vermutlich im Regimentsverband – an einem heissen Septembertag bei Thunstetten durchgeführt wurde. Ich war damals zehnjährig und zog mit der übrigen Bubenschar hinter der manövrierenden Truppe Richtung Thunstetten. Das Schulhaus war ja militärisch belegt, und der Schulbetrieb ruhte. Der «Feind» hatte sich im Schloss verschanzt, und «unser» Bataillon griff an. Wir Buben blieben ständig den vordersten Linien auf der Spur. Planmässig rückte alles vor, Richtung Schloss Thunstetten. Angreifer und Verteidiger kamen sich ständig näher. Dann ein Trompetenstoss, gefolgt vom Befehl des Majors: «Spiel nach vorn.» Die Musikanten stürmten nach vorn, stellten sich in einer Deckung auf und bliesen den «Sempachermarsch», während ringsum all die Füsiliere das Bajonett aufpflanzten und zum Sturmangriff gegen das Schloss aufbrachen. Das war in den Tagen der Schlacht an der Marne!

Die beiden letzten Jahre meiner Bubenzeit in Herzogenbuchsee waren die bedeutenden Jahre 1918/1919, die Jahre des Kriegsendes und des Generalstreiks in der Schweiz. Damals ist in mir das politische Interesse wach geworden, mitbedingt dadurch, dass sich mein Vater für den Beitritt zum Völkerbund einsetzte und mitbeteiligt war an der Gründung der Bernischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Wichtig für mich blieb, dass mein Vater in der Beurteilung der Lage rund um den Generalstreik äusserst sachlich blieb. Ich schreibe es diesem Umstand zu, dass ich keinen irgendwie klassenkämpferisch gearteten «inneren Hick» von den Vorgängen mitbekam. In keiner Ecke meiner Erinnerungen haben die Vorfälle aus den

Endjahren des Ersten Weltkrieges die innere Einheit des Dorfes zu gefährden vermocht.

Das Dorf Buchsi war das Dorf auch meines Vaters. Daneben gab es aber die Familie und den Herkunfts-ort meiner Mutter, Lyss, und den Gasthof zum Kreuz. Ihn führte nun der jüngere Bruder meiner Mutter, der Onkel Albert, in der Familie einfach «der fils» geheissen; das gehörte zum wel-schen Einfluss im Seeland. Was für eine faszinierende, anregende Umwelt war doch das «Kreuz» in Lyss! Onkel Albert war in gewisser Hinsicht ein «selfmade-man». Der Vater hatte ihn dazu bestimmt, Metzger zu werden, obschon das dem Jungen gar nicht lag. Trotzdem, er wurde Metzger, übte indessen den Beruf nie aus, sondern bildete sich zum Koch und Küchenchef weiter. Dann verunglückte der Vater, und Onkel Albert übernahm das «Kreuz». Er verheiratete sich mit einer reichen Bauerntochter und entwik-kelte, dank seiner umgänglichen, menschlich originellen Art, das «Kreuz» bald zum renommierten Landgasthof. Seine Küche wurde geschätzt. Aus dem Landgasthof wurde ein ländliches Hotel mit gediegener Aufmachung, hatte doch der Onkel Albert eine Schwäche für Antiquitäten. Selbst passio-nierter Fischer, erwarb er die Fischrechte des Lyssbachs; auch seine Fore-lenküche gewann klingenden Ruf. Die Lysser Atmosphäre war für den Bu-ben und den heranwachsenden jungen Mann attraktiv, ja faszinierend. Das «Kreuz» war ein behäbiges bernisches Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert mit Umschwung. Die Frontseite ging auf einen grossen, weiten Platz, während rückwärts ein Garten lag. Dazu kamen die Stallungen für Pferde der Gäste sowie für «Corra», das Kavalleriepferd des Onkels, daneben lag der «Stock», in dem die Grossmutter (die Mutter meiner Mutter) wohnte.

Von Onkel Albert lässt sich das alte Wort verwenden, dass er die Seele des Betriebes war. Seine Frau, die Bauerntochter aus vermögendem Hause, die Tante Frieda, war ein lieber Mensch, dem nur abging, was für den Be-trieb doch wichtig gewesen wäre, nämlich die Freude am Wirten. Sie moch-te ihren Beruf nicht und machte nur widerwillig mit. Dafür verlegte ihr Mann seine ganze Arbeitskraft und seine Phantasie darauf, das «Kreuz» be-wusst zu dem zu machen, was es auch wurde, eben zum weitherum be-kannten Landgasthof mit gediegener Atmosphäre. Die Zimmer im «Kreuz» hatten bereits fliessendes Wasser, und im ersten Stock befanden sich ein paar kleinere Konferenzräume.

Nach dem Ersten Weltkrieg fand Onkel Albert den Anschluss an eine bestimmte englische Kundschaft. Es waren Offiziere und Beamte aus den

Kolonien, die zur Erholung kamen, weil sie hohe Lagen nicht ertrugen und bei gutem Essen sich versuchsweise im Lyssbach mit Fischen beschäftigten. Sensationell war es, als sich eines Tages ein indischer Maharadscha samt Gefolge meldete, um einen Aufenthalt im «Kreuz» zu verbringen. Er hatte den ganzen ersten Stock des Hauses für sich gemietet. Die Herrschaften waren von Bern gemeldet worden, und wegen irgendeines Missverständnisses kamen sie früher an als vorgesehen. Onkel Albert war noch in der Küche, als der erste Wagen vorfuhr. Er hatte keine Zeit mehr, sich umzuziehen. Kurzentschlossen schlüpfte er in eine frische weisse Jacke, stülpte sich eine saubere Chefmutze auf den Kopf und empfing den Maharadscha vor dem Hotel auf diese Weise. Der soll sich vor Lachen gebogen haben: Ihm war so etwas noch nie passiert!

Zum Abschluss der Erinnerungen an die Kohlersche Verwandtschaft sei noch ein ganz spezielles Ereignis erwähnt. In der Familie meiner Grossmutter mütterlicherseits wurde eine Heilsalbe gekocht. Sie kochte nun das ursprünglich als «Krähenbühlsalbe» bekannte Produkt unter dem Namen «Kohlersalbe» weiter. Es war eine Wundsalbe, mit der im Fall von Verbrennungen besonders spektakuläre Ergebnisse erzielt wurden. Nach der Familienüberlieferung war im 18. Jahrhundert das Rezept einer Vorfahrin aus dem Geschlecht der Krähenbühl von einem Landarzt übermittelt worden. Meine Grossmutter sowie der Onkel Albert kochten also diese Salbe. Sie vertrieben sie nicht kommerziell, sondern nur an Freunde, die um ihre Heilwirkung wussten. Meine Mutter kochte sie nicht, bezog sie aber für den eigenen Hausgebrauch sowie für jenen ihrer Bekanntenkreise. Ich besitze das Rezept, dessen Ingredienzen seinerzeit in einer Apotheke in Bern zu bekommen waren, habe die Salbe aber noch nie gekocht. Unser Hausarzt in Herzogenbuchsee war der Doktor Krebs, ein guter Arzt und zugleich ein ausgeprägter Zeitgenosse des rationalistischen Zeitalters. Meine Mutter hatte sich verpflichtet gefühlt, ihn über die Existenz der Salbe zu orientieren, worauf Krebs höchst unwirsch reagiert hatte und wild geworden war: er lehnte es ab, die Salbe zu prüfen und stellte meiner Mutter das Ultimatum, entweder er oder die Salbe! Er würde ihr Haus nicht mehr betreten, wenn sie noch je ein Wort über ihre Kohlersalbe verliere. Trotzdem: Im Gebrauch für verbrannte Finger und kleine Schnittwunden blieb sie.

Nun erwischte mich im Frühjahr 1916 eine böse Erkältung; ich war immer anfällig für Erkältungen gewesen, aber diesmal wurde es ernst. Der Doktor Krebs stellte mit Besorgnis fest, es bestehe bereits eine Brustfell-

entzündung, und diese könnte über Nacht in eine Lungenentzündung ausarten – was damals eine böse Sache war. Meine Grossmutter war zur Aushilfe aus Lyss eingetroffen und hatte einen grossen Posten «Kohlersalbe» mitgebracht. Am Abend nach der besorgniserregenden Diagnose entschlossen sich die beiden Frauen zu einer kühnen Tat: Sie legten mir auf Brust und Rücken je ein Riesenpflaster aus Kohlersalbe, packten mich gut ein, und ich schlief sofort ein. Am nächsten Morgen war ich fieberfrei! Die beiden Frauen säuberten mir Brust und Rücken sorgfältig von allen Spuren der Salbe, bevor der Doktor kam. Der war schon baff, als auch er feststellen musste, ich sei fieberfrei. Dann untersuchte er mich sorgfältig – unterbrochen von zunehmendem Kopfschütteln: Ich war nicht nur fieberfrei, die Symptome der beginnenden Brustfellentzündung waren verschwunden! Krebs brachte das Wort nicht über die Lippen, er stehe vor einem Wunder, aber in Tat und Wahrheit kam ihm die Sache als ein solches vor. Indessen – das Salben-Geheimnis ist ihm nie enthüllt worden.

In Buchsi hatte ich für die Schule gelernt, nicht aber für das Leben. Man könnte aber auch sagen, es seien die menschlich schlechten Erfahrungen gewesen, die ich mit der Schule gemacht habe, die mich eben doch auf das Leben vorbereiteten. Einen Mittelpunkt dieser praktischen Lebenserfahrungen bildeten zwei Institutionen, die mit der Schule in Verbindung standen, das Kadetten- und das Pfadfinderkorps. Das Kadettenkorps, von einem Sekundarlehrer geführt, war eine offizielle Ergänzung der Schule, mit erzieherischer Absicht; auch das Pfadfinderkorps wurde von einem Lehrer geführt, von Emil Wymann, in dem Sinne, dass es in uns Buben die Freude zur gegenseitigen, erzieherischen Verantwortungsbereitschaft weckte.

Viele grössere Ortschaften des Bernbietes besassen seit dem letzten Jahrhundert ihre Kadettenkorps. In Herzogenbuchsee war die Mitgliedschaft mit dem Eintritt in die Sekundarschule obligatorisch. Mit elf Jahren wurde man Kadett, fasste man ein Gewehr und übte man jeden Samstagnachmittag den Umgang mit der Waffe. Man übte nicht als spielende Kinder, sondern als nachahmende, kindliche Männchen. Das Ausbildungskonzept war das ein bisschen gemilderte einer Rekrutenschule; es wurden geübt die Achtungstellung, der Gewehrgriff, das Melden und, wie gesagt, der ganze Umgang mit der Waffe, d.h. mit einem Karabiner, weil der kürzer und weniger schwer war als ein Ordonnanzgewehr. Mit vierzehn Jahren konnte man Korporal werden, mit fünfzehn Wachtmeister oder Offizier. Der Klassenerste der letzten Sekundarschulklassen wurde Kadettenhauptmann. Das

Sonntagskleid des Kadetten war seine Uniform, lange Hose und ein Waffenrock mit messingenen Knöpfen. Diese offizielle Verkleidung war ein grosser Schatten, der über den sonntäglichen Spielmöglichkeiten lag. – Im Herbst gab es den «grossen Ausmarsch», verbunden mit einem Kadettengefecht mit einem andern Korps, den Langenthalern, denen von Burgdorf oder denen von Huttwil. Die Kadetteninstruktoren brachten den kindlichen Offizieren Grundsätze des taktischen Denkens bei.

Meine Bubenjahre fielen in die Endzeit der Kadettenherrlichkeit. Seit 1915 wütete im Westen der Stellungskrieg des Ersten Weltkrieges, und das Kriegsspielen der Kadetten kam den Dorfbewohnern immer mehr als arg deplaziert vor. Als ich altersmässig den Offiziersrang erreicht hätte, war die Uniform bereits kein Sonntagskleid mehr, und das Waffenträgen wurde abgeschafft.

Abschliessend zu den kadettischen Erinnerungen sei noch erwähnt, wie meine Mutter die Prinzipien des Kadettenwesens pädagogisch zu nutzen verstand. Im Jahre 1915 musste ich zum ersten Mal zum Zahnarzt. Der war in Solothurn und ich voll ängstlichen Widerstandes. Anders ausgedrückt: Beim Zahnarzt führte ich mich schlecht auf; beinahe hätte ich ihn in die Hand gebissen. Das werde nicht noch einmal passieren, sagte meine Mutter, «das nächste Mal ziehst du mir für den Gang zum Zahnarzt die Kadettenuniform an. Kadetten haben sich wie Männer zu benehmen, vor allem haben sie nicht zu heulen». Und tatsächlich, die Methode war wirksam und mit ihr meine Angst vor dem Zahnarzt überwunden. Gänzlich anders als der Einfluss des Kadettenwesens war auf mich der Einfluss der Pfadfinderei. Das Pfadfinderkorps Herzogenbuchsee gehörte zu den ältesten der Schweiz. Es war 1913 gegründet worden. Mein Vater und Frau Amélie Moser gehörten zu den Gründern. Frau Moser hatte sogar den Grundstock der nötigen Uniformen geliefert, samt den Piccolos für ein kleines Pfeiferkorps. Ausser Emil Wymann hatte sich noch ein anderer junger Lehrer für die Führung zur Verfügung gestellt.

Trotz beträchtlichem Widerstand aus jenen Kreisen der Gemeinde, die das Kadettenkorps gefährdet sahen, machten rasch an die hundert Buben mit, und im Sommer 1914 wurde ein erstes Lager im Emmental durchgeführt. Das, was den latenten Gegnern missfiel, war erstens die «unschweizerische» Uniform, die englischen Kakihemden, zweitens aber der Umstand, dass es ein Pfadfindergesetz gab, auf das man sogar ein Versprechen ablegte; solches Treiben war in den Augen von vielen nichts anderes als

elitäres Getue; man nannte die Pfadfinder bald einmal «die gelbe Heilsarmee». Es gehörte Mut dazu, sich zu den Pfadfindern zu bekennen, abgesehen davon, dass es zeitliche Opfer verlangte, musste man doch, da der Samstag von den Kadetten belegt war, einen weiteren Teil seiner Freizeit für das Pfadfindertum opfern.

Nun also begann die Gymnasiastenzeit. Joneli, der Lehrer für Geschichte an der Sekundarschule, dem das merkwürdige, verfuhrwerkte Verhältnis zwischen ihm und mir irgendwie auf das Gewissen geschlagen hatte, riet meinem Vater, mich auf das Gymnasium des benachbarten Burgdorf zu schicken, und er brachte den dortigen Rektor dazu, dass ich ohne Aufnahmeprüfung, in der Form eines Probequartals, in die Quarta des Gymnasiums eintreten konnte. Ich verlor ein Jahr gegenüber dem «offiziellen Fahrplan» der Gymnasialjahre, aber ich bestand die Probezeit und vier Jahre später, im Herbst 1924, die Matur mit der Durchschnittsqualifikation «gut».

### *Glaubensfragen*

Älter als meine politische Bewusstseinsbildung ist die Bildung meines Glaubenslebens. Ich füge hinzu: Gleich wie das Entstehen meines politischen Bewusstseins ist die Ungebrochenheit der äusseren Gegebenheiten für das Werden meiner Glaubensüberzeugungen wichtig. Auch hier war die Toleranz mit ihrer Selbstverständlichkeit ausschlaggebend. Mein Vater war ein «praktizierender Evangelischer», er war Präsident der Kirchgemeinde, war regelmässiger (allerdings kritischer) Kirchgänger, dabei abgeneigt aller auf den äusseren Eindruck erpichten Glaubenshaltung. Mit einem Wort: er war alles andere als ein Frömmel. Mit Bezug auf die «kirchenpolitische Situation» zählte er aber zu den «Positiven», auch da in einer Art und Weise, die seine Toleranz gegenüber den konfessionell «Freisinnigen» erkennen liess.

Was das Gebiet meiner persönlichen Erlebnisse betrifft, so ist mir in Erinnerung geblieben, dass alles wegfiel, was nach Zwang ausgesehen hätte. So etwa war es in den demonstrativ rechtgläubigen Familien des Dorfes üblich, die Kinder, noch bevor sie Konfirmandenunterricht erhielten, in die Sonntagsschule zu schicken. Wir wurden dazu nie angehalten. Als, was meinen Werdegang betrifft, in der Verwandtschaft Stimmen hörbar wur-

den, ob ich nicht Pfarrer werden sollte, löste das bei meinem Vater kein Echo aus; im Gegenteil, als er meinen Widerstand gegen diese Absicht spürte, versuchte er mit keinem Wort, mich umzustimmen. Sein Wille zur konfessionellen Toleranz wurde auch in Kleinigkeiten sichtbar. Meine Mutter, aufgewachsen im freisinnigen Seeland, pflegte, wenn irgend etwas schief und ungeordnet verlief, zu sagen: «Das ist zum katholisch werden», eine Redensart, die mein Vater nicht mochte, genau so wenig wie andere, ebenfalls in das Repertoire meiner Mutter gehörende: «Es geht wieder einmal zu wie in einer Judenschule.» «Das seit me nid», hiess es dann einfach.

Ich wuchs, was mein Glaubensleben betrifft, in einer problemlosen Selbstverständlichkeit auf. Nachhaltig hat dabei der Religionsunterricht auf mich gewirkt, den ich in den ersten drei Jahren der Primarschule durch die Lehrerin Anna Wyss bekam. Sie vermittelte uns Kindern, anhand der Kinderbibel und in der Form lebendiger Erzählung, die Wahrheiten des Neuen und Alten Testamentes. Mittelpunkt ihrer Darstellung war die herrschende Güte Gottes. Die biblischen Erzählungen boten ihr Gelegenheit, diese weise Güte Gottes darzustellen, lieferten deren Beweise. Das alles vollzog sich ohne Aufdringlichkeit, sondern, wie gesagt, als eine Selbstverständlichkeit des Lebens. Bei dieser Förderung meines Glaubenslebens in den drei ersten Jahren der Volksschule hatte es dann freilich sein Bewenden. In der Sekundarschule war es damit vorbei; jetzt erfuhr ich höchstens, dass es einen beliebten Lehrerwitz gab, dahin lautend, es könne einer ein schlechter Schüler sein, in allen Fächern versagen – ausgenommen in der Religion, wo er gewiss eine Eins kriege! Es begann nun eine Zeit des Stillstandes, an der auch der Konfirmandenunterricht nichts änderte. Im Gegenteil: dieser Unterricht spielte sich ab, ohne in irgendeiner Weise die Tiefen meines religiösen Suchens zu berühren. In diesem Punkt deckt sich übrigens meine persönliche Erinnerung haargenau mit jener meines Vaters, wie er sie in seinen Lebenserinnerungen festgehalten hat.

Was jetzt begann und sich bis weit in meine Studentenjahre hin fortsetzte, waren nicht Jahre des Zweifels am Glauben, wohl aber Jahre der Unsicherheit, der Ratlosigkeit gegenüber der offiziellen Glaubenslehre, des Suchens nach festem Boden. Sie hatten ganz verschiedene Ursachen. Am Anfang stehen Dinge von einfältiger Einfachheit, beginnend in der Kindheit. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, litt ich unter der Tatsache, dass mein Vater, der wegen seiner starken Kurzsichtigkeit dienstfrei war, nicht einrücken musste, während fast alle Männer des Dorfes, die im wehrpflichti-

gen Alter waren, einzurücken hatten. Dabei gab es ein Ereignis, das mich nachhaltig beschäftigte. Von den zwei Pfarrern des Dorfes war der jüngere noch ledig und Feldprediger. Ich erinnere mich nun an ein Gespräch zwischen meinem Vater und meiner Mutter, wonach er ihr erzählte, die alte Frau Amélie Moser habe sich darüber aufgehalten, dass der Pfarrer, der Feldprediger war, schon am Tage vor seinem Einrücken in Uniform herumgefahren sei, als ob er den Einrückungstag nicht abwarten könne, und dass er von den gewaltigen Zeitläufen geschwärmt hätte, denen wir entgegengingen. Er habe sich, so habe Frau Moser missmutig festgestellt, auf den Krieg geradezu gefreut; sie fand das ein merkwürdiges Verhalten eines Pfarrherrn. Ich dachte über die Sache, die ich da gehört hatte, nach und beschloss fürs erste, auf jeden Fall nicht Pfarrer zu werden. Irgend etwas stimmte da für mein Empfinden nicht, ohne dass ich gewusst hätte, was.

Auf ähnlicher Ebene der kindlichen Erinnerung an das Verhältnis zwischen Religiosität und praktischem Leben liegt der Umstand, dass die beiden Pfarrherren nicht miteinander auskamen, ja dass der Dorfklatsch zu wissen vorgab, die beiden, wohnhaft in zwei getrennten Teilen des gleichen Pfarrhauses, würden «einander zleidwerchen», das heisst überhaupt nicht versuchen, sich zu vertragen. Wie war das möglich, dass sich ausgerechnet Pfarrer als Kollegen derart verhielten? Aus Gesprächen zwischen Vater und Mutter entnahm ich auch, dass mein Vater einen Teil der Schuld dem jüngeren, ledigen Pfarrer gab, der zu den «Positiven» gehörte, also eigentlich ein «Parteifreund» meines Vaters gewesen wäre.

Der Spott einzelner Lehrer über jene Schüler, die «nur» in Religion eine Eins aufwiesen, beschäftigte mich mehr, als sichtbar wurde. Warum sollte es lächerlich sein, wenn ein Schüler wenigstens in Religion gut war, in einem Fach also, das doch ein wichtiges Lebensgebiet betraf? Diese Frage nahm für mich an Bedeutung zu, je tiefer ich in das Schulwissen eingeführt wurde. Sie verstummte auch für den Gymnasiasten nicht. Die herrschende Grundüberzeugung, der ich auf allen Stufen meines schulischen Werdeganges begegnete, war der Glaube an den ständigen Fortschritt der Menschheit. Auf diese Glaubenslehre war alles ausgerichtet. Sie zu beweisen, war der Zweck der Schule! Die Naturwissenschaften lehrten, gemäss dem Prinzip von der Entwicklung des Lebens aus den niedrigen Formen zu den höheren, wie sich der Fortschritt vollzogen habe. Eine eigene Daseinsberechtigung der «niedrigeren» Formen gegenüber den höheren gab es nicht. Schon in der Sekundarschule war das Schema selbstverständlich, ja

verbindlich, dass bei der Beurteilung der Begabungen der Schüler jene zuoberst standen, die gut rechnen konnten. Der Grad dieser Begabung war der Massstab, an dem die Intelligenz des einzelnen gemessen wurde. Das Prinzip setzte sich im Gymnasium fort.

Christentum und Religion wurden an und für sich in ihrer Bedeutung – vor allem in ihrer Bedeutung für die Kultur – von keiner Seite bestritten, aber diese Bedeutung sah man im wesentlichen für die Ethik, für den «Fortschritt in der Ethik» an. Christus war, in der landläufigen Sprache, ein «ethisch hochstehender Religionsstifter». Im Geschichtsunterricht von Arthur Stein, der an der Berner Universität Privatdozent für Philosophie war, gab es freilich deutliche Ansätze für jenes Denken, das zum Beispiel den Begriff des «finsternen Mittelalters» nicht mehr kannte und im Zeitalter der Aufklärung nicht einfach den vorläufigen Höhepunkt einer menschlichen Entwicklung sah, von dessen Abglanz noch unsere Gegenwart zu profitieren habe...

### *Von der Pädagogik zur Politik*

Vom Herkommen her war mir die pädagogische wie die politische Laufbahn vorgezeichnet. Meine beiden Grossväter, väterlicher- wie mütterlicherseits, hatten als Lehrer begonnen und kamen dann zur Politik.

Am Anfang meines politischen Werdeganges steht meine konservative Herkunft. Präzisieren wir den Begriff «konservativ»: Ich stamme nicht in dem Sinne aus einer «konservativen» Familie, als man in der Art und Weise der Lebensweise demonstrativ am Hergebrachten gehangen hätte, wohl aber aus einer Familie, die nicht freisinnig oder gar sozialdemokratisch gewesen wäre: mein Grossvater wie mein Vater betrieben aktiv Politik in einer Partei, die sich offiziell «Konservative Volkspartei des Kantons Bern» nannte. Das gab es damals nämlich noch, und zwar bis 1919, bis zur Gründung der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, in der die Konservativen aufgingen. Mein politischer Werdegang, das heisst die Entstehung meines politischen Bewusstseins, fällt mit dem Ereignis der Gründung der neuen Partei und der Liquidation der Konservativen Partei zusammen. Mein Vater spielte bei der Gründung der neuen Partei eine Rolle; in unserem Hause in Herzogenbuchsee fanden wichtige Besprechungen statt, an denen ich regen Anteil nahm. Gerade dazu etwas Interessantes: Als Leser der «Basler Nachrichten», die das massgebliche Blatt meines Vaters waren, erfuhr ich,

es sei schade, dass die bernische Konservative Partei nun liquidiert würde, und ich geriet in einen milden Konflikt mit meinem Vater, weil ich die Auffassung vertrat, «Konservative Partei» wäre ein besserer Parteiname gewesen als der Name eines Parteigebildes, das sich nun «Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei» nannte. Im übrigen zählt zu meinen frühen politischen Begriffsbildungen, die mir mein Vater beigebracht hat, dass «freisinnig» und «liberal» zwei verschiedene Begriffe seien. Was aber den Konservatismus meines Herkommens betrifft, so war mein Vater, in allen Dingen der menschlichen Beziehungen, echt liberal und ausgeprägt tolerant, dem technischen Fortschritt gegenüber aber nicht unaufgeschlossen. Mein Grossvater hatte, als einer der ersten Drucker in der Schweiz, eine Setzmaschine angeschafft, eine Linotype, und mein Vater zählte zu den ersten Telefonabonnten des Dorfes sowie zu den ersten Inhabern eines Postcheckkontos.

Die Voraussetzung, ja die Grundlage meines politischen Konservatismus (und meines dazu gehörenden religiösen Werdeganges) bildete das ungebrochene Verhältnis zu meinen Eltern, insbesondere zu meinem Vater. Ich wuchs in einer Atmosphäre aufbauender Toleranz auf. In politischer Beziehung hiess das, dass meine Überzeugungen sich aus den Gesprächen mit dem Vater entwickelten. Es waren die bewegten Jahre gegen das Ende des Ersten Weltkrieges, erfüllt von zunehmender Diskussion und gipfelnd im Jahr 1918. Dieses war, europäisch betrachtet, ein Jahr der Umbrüche und Revolutionen, schweizerisch gesehen das Jahr des Generalstreiks und, im Kanton Bern, das Jahr, in dem die bisher absolute Herrschaft der freisinnigen Partei in Frage gestellt wurde. Für mich persönlich wurde es eine Zeit, da mein politisches Bewusstsein erwachte. Ich nahm Anteil, las die Zeitung (es waren, wie gesagt, die «Basler Nachrichten»), und es ergab sich, dass ich in manchen Dingen anderer Auffassung war als mein Vater. Nun das Entscheidende: Mein Vater nahm diese anderen Auffassungen ernst und suchte mich durch Diskussionen für seine eigenen zu gewinnen. Befohlen, sich diesen seinen Auffassungen anzuschliessen, wurde nie, es wurde nur argumentiert. Da mein Vater in jenem Moment noch seine eigene Zeitung, die «Buchsi-Zeitung», mitredigierte, brachte er von der Redaktion die zahlreichen Broschüren, die dort eintrafen, nach Hause, unter anderem auch die «Neue Schweiz» aus dem Ragaz-Kreis. Er hatte nichts dagegen, dass ich in solchen Schriften las. Auf diese Weise wurde ich zum politischen Bürger einer Demokratie erzogen, also in einem betont konservativen Haus, wo «freisinnig» mit «radikal» gleichgesetzt und der kritischen Beurteilung

ausgesetzt war. Mein Vater pflegte einen Ausspruch seines Vaters zu zitieren, der sich auf die Intoleranz der herrschenden Freisinnigen Partei bezog und der lautete: «Frei denken darf in unserem Staate jedermann, doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran.» Mein Vater hatte eben als junger Mann noch jenen Radikalismus erlebt, der die ungeheuchelten Wahrheiten nicht ertrug.

Gegenwärtig geblieben sind mir die Diskussionen mit meinem Vater über drei politische Gebiete. Das erste habe ich bereits erwähnt, die Preisgabe des Parteinamens «konservativ», die mit dem Aufgehen der bernischen Konservativen Volkspartei in der neu gegründeten «Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei» verbunden war. Die Partei musste sich diesen Namen zulegen, weil sie zu einem grossen Teil aus einem bäuerlichen Anhang bestand, der zuvor freisinnig gewesen war und sich weigerte, der neuen Partei den Namen der einstigen Oppositionspartei des Uli Dürrenmatt zu geben. Es ist ungenau, wenn man sagt, die Reste der Konservativen Partei hätten mit der neuen BGB fusioniert: sie wurden einfach geduldet, durften mitmachen und hofften, auf diese Weise einen gewissen politischen Einfluss zu behalten.

Hiezu noch eine Reminiszenz. Mein Vater hat sie mir später erzählt: Im Jahre 1911 wurde, nach der Gründung der Katholisch-Konservativen Volkspartei (mit der die einst überkonfessionelle liberal-konservative Gruppe verschwand) die Liberale Partei der Schweiz gegründet. Mein Vater, der sich zeit seines Lebens als Liberaler betrachtete, schlug mit anderen zusammen als Namen der neuen Liberalen Partei den Namen «Liberal-konservative Partei» vor. Er drang nicht zuletzt deswegen damit nicht durch, weil der Basler Oeri diese Bezeichnung ablehnte. Der Einfluss meines Vaters war es auch, der mich schon früh veranlasste, die Bücher von Jeremias Gotthelf zu lesen. Gotthelf war aus der liberalen Bewegung der dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts hervorgegangen und galt als der grosse Gegner des Radikalismus und damit als der geistige Vater des politischen bernischen Konservatismus. Schon mit 14 und 15 Jahren hatte ich die beiden Uli-Romane sowie «Die Käserei in der Vehfreude» gelesen. Von nachhaltigem Einfluss auf mich war aber die Lektüre des Romans «Jakobs, des deutschen Handwerksburschen Wanderungen in der Schweiz». Manche unter den literaturhistorischen Kritikern, so auch Muschg, nennen dieses Werk «schlecht» und «polemisch». Ich las es mit Spannung und formte an dieser Lektüre meinen Konservatismus.

Zu den Diskussionen mit meinem Vater gehörte auch der Komplex «Frauen-Stimm- und -Wahlrecht». Mein Vater bekannte sich schon in jenen bewegten Jahren, unmittelbar gegen das Ende des Ersten Weltkrieges, entschieden dazu. Sein Sohn, der pubertierende, erwachende Mann, verstand das nicht. Indessen, mein Vater argumentierte einfach und anschaulich mit den Verhältnissen im Dorfe: War es recht, dass die aktive und sozial so sichtbar wirkende alte Frau Amélie Moser, der das Dorf so viel zu danken hatte, kein Stimm- und Wahlrecht besass, wohl aber der Trunkenbold des Dorfes, der sich selbst und seine grosse Familie mit seinen alkoholischen Exzessen ruinierte, der aber das Stimmrecht besass und sich in jeder Gemeindeversammlung zum Wort melden konnte? Andere Beweisstücke fanden sich im Argumentenkatalog meines Vaters, und obschon meine Mutter eher gegen das Frauenstimmrecht war, ging ich selbst schliesslich als Anhänger des Frauenstimmrechts aus diesen Diskussionen hervor. Nicht zusammen kamen dagegen mein Vater und ich, als 1920 über den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund abgestimmt wurde. Ich stand offensichtlich unter dem Einfluss der Überzeugungen, die Albert Oeri in den «Basler Nachrichten» gegen den Beitritt vorbrachte. Auch als, auf die Veranlassung meines Vaters, in der Kirche zu Herzogenbuchsee Max Huber, der Völkerrechtler, gegen den Bauernpolitiker, Nationalrat Weber aus Grasswil, den Beitritt entschieden befürwortete, blieb ich bei meinem Nein.

Das, was ich von Hause mitbekam, war der Sinn für einen aktiven Konserватismus. Es war der Sinn dafür, alles Werdende müsse sich an dem Beste-henden entfalten. Das Leben an sich und das Leben in der Politik im beson-deren ist Bewegung und ständige Veränderung. Der Mensch sträubt sich umsonst gegen diesen Zustand. Alle Sicherungen, die er dagegen aufrich-tet, sind nur begrenzt wirksam. Indessen – hinter der Erkenntnis des konser-vativen Menschen in das Unabänderliche des ständigen Wechsels, der unauf-haltsgemachten Bewegung steht eine religiöse Kraft, der Glaube an die Wirksam-keit Gottes hinter all diesem Wechsel, hinter dieser ständigen Bewegung.

Mein Vater war deshalb Anhänger der Idee des Völkerbundes, weil er es für ein Ziel der Politik hielt, die Bedeutung des Rechts in der Gesellschaft zu verbessern, ständig umfassender zu gestalten. Darin lag für ihn die Be-deutung der Gerechtigkeit im öffentlichen Leben. Das Recht sollte die will-kürliche, gewalttätige Macht verdrängen. In diesem Sinne sah er im Völ-kerbund einen Anfang. In diesem Sinne hatte er auch den Überfall der Deutschen im Jahre 1914 auf das neutrale Belgien als schweren Rechts-

bruch verurteilt. Als einer der ganz wenigen im Dorf bekannte er sich öffentlich zu dieser Auffassung. Im Urteil über den deutschen Neutralitätsbruch gegenüber Belgien hielt er es mit den Welschen. Ich erinnere mich noch genau, dass er mich ausdrücklich auf Spittelers Rede aufmerksam machte und mit Entschiedenheit die Auffassung vertrat, gerade ein kleines Land wie die Schweiz müsse auf Belgiens Seite stehen.

Fragende Kritik war bei uns nicht nur erlaubt, sondern geschätzt. Als im Herbst 1918 der Generalstreik ausbrach und Teile der Armee zum Ordnungsdienst aufgeboten wurden, gab sich in mehrfacher Hinsicht ein Anlass für Fragen und Antworten. Aus Tischgesprächen erfuhr ich, dass der Generalstreik mit seinen politischen Hintergründen zwar ein illegaler, revolutionärer Akt sei, dass ihm aber das herrschende freisinnige Regime mit schlechtem Gewissen entgegentrete. Mein Vater wies auf den Putsch hin, den zwanzig Jahre zuvor radikale Tessiner gegen die gewählte konservative Regierung inszeniert hatten, in welchem es der freisinnige Bundesrat zuließ, dass der ebenfalls freisinnige Kommandant der eidgenössischen Ordnungstruppen selbst das Regiment ergriff, ohne die rechtmässige Regierung in ihre Funktion einzusetzen. Mit Bezug auf den Generalstreik wurde an unserem Tisch vermerkt, der mehrheitlich freisinnige Bundesrat sei jetzt froh darüber, sich – um die Ordnung zu stützen – auf die Bataillone aus den konservativen Kantonen verlassen zu können. Das Streben nach Objektivität ging bei meinem Vater noch weiter. Das Aufgebot der Truppen für den Ordnungsdienst schlug in das Tragische um, als unter den Soldaten die verheerende Grippe ausbrach, die sich in jenen letzten Wochen des Ersten Weltkrieges nun auch in der Schweiz rapide verbreitete. Sie forderte in grossem Umfang ihre Todesopfer unter den Soldaten. Die improvisiert errichteten Notspitäler für die Truppe waren überfüllt. Das steigerte den Unwillen im breiten Volk gegen jene, die den Generalstreik inszeniert hatten. Das hinderte aber meinen Vater nicht, festzuhalten, mit zu den Verantwortlichen der schweren Situation gehöre der Oberfeldarzt der Armee; was sich nämlich jetzt gezeigt habe, sei, dass, nach mehr als vier Jahren aktiven Dienstes der Armee, das Sanitätswesen total vernachlässigt worden war. Nicht auszudenken, was da im Kriegsfall geschehen wäre! Mein Vater sagte das nicht «hinter der vorgehaltenen Hand» zu meiner Mutter, sondern in einer offenen Diskussion, als ich das landläufige Argument vorgebracht hatte, der Ausbruch der Grippe beweise die Unverantwortlichkeit der Drahtzieher des Generalstreiks.

Alles in allem: Meine politische Erziehung begann schon in meinen frühen Jugendjahren. Sie war nicht systematisch vorgeplant, sondern ergab sich wie von selbst, aus der vorurteilslosen Diskussion über das, was sich in der politisch bewegten Zeit abspielte.

Ausschnitte aus dem Buch «Zeitwende – Stationen eines Lebens.» Luzern/Basel 1986. Nachdruck mit freundlicher Bewilligung der Verlage Maihof AG, Luzern/Cratander AG, Basel. Der ganze Band ist im Buchhandel erhältlich. Haupttitel und Untertitel stammen von der Redaktion.